

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

115 (20.5.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Theater und Musik Badisches Landes-Theater

Neu einstudiert: „Julius Cäsar“ von Shakespeare.
Politisches Theater. Es gibt Leute, auch mit akademischem Bier großelude, denen eine Gänsehaut überläuft, wenn sie das Wort vernahmen. Auch so eine Revolutionserregung, meinen sie und preisen die gute alte Zeit, wo am Altar der Schaubühne nur die Flamme des rein Dichterischen loderte, der ewigen, unzeitgemäßen Kunst, des „wedellos“ Schönen. Heute drängt sich die politische und soziale Propaganda ans Kampfenlicht, und der Dichter untersteht sich, uns etwas lehren zu wollen, unsere Gelinungen irgendwie zu formen. „Aktionen“ und „Tendenzen“ schreiben dann die Gralsblätter der angeblich reinen Kunst, und besonders dann, wenn sich die vorgetragene Tendenz gegen die ihnen lieb gewordenen Ansichten richtet, Angenehme Tendenz ist nämlich keine Tendenz.

Wilhelm Shakespeare, auf den man so gern als den parteilosen Gestalter des „menschlichen Großen“ hinweist, bewegte sich aber auch in den Bahnen des politischen Tendenztheaters. Sein „Julius Cäsar“ ist dafür vollkommener Beweis. Wir wollen einen unerbittlichen hütlerischen Zeugen dafür anführen, den Shakespearebiographen R. J. Wolff, der schon vor dem Kriege von dem vorliegenden Werk schrieb, daß es aus der politischen Erregung um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts erwachsen sei, wie er dem englischen Drama überhaupt politischen Charakter zuschreibt. Und er nennt den „Julius Cäsar“ die „Kantate der Efferrevolution“.

Das ist wohl keine politische Einschläge? Nach ein Zweites tritt hinzu: Die pessimistische Düstereinstimmung, aus der das Werk geboren wurde. Die Gelehrten ergehen sich bis auf den heutigen Tag in Mutmaßungen über die Ursachen der Gemütsveränderung bei Shakespeare. Ein ganz Schläuer, der Anzeigendirektor Winderlich aus Götting, der die verbreitetste englische Schulausgabe des Dramas belort hat, sieht die Ursache des Stimmungswechsels des Dichters in dem Gefühl seiner verachteten Stellung als Schauspieler und in der Liebe zu einer hohen Dame. Also Liebeskummer! Ist es da ein Wunder, wenn unsere Jugend mit so verführerischen Ansichten aus dem Abitur kommt? Da blüht Wolff wieder tiefer und offenbar scharfer. Er stellt Shakespeare in die bemerke Zeit hinein, als die jungerfühligen Königin Elisabeth alt und häßlich wurde und sich immer mehr als die Tochter ihres Vaters, des achten Heinrich, aufstellte. Keunlich und autokratisch, gefiel sie sich in Vernachlässigungen des Parlaments, in willkürlichen Verhaftungen und Rechtsbrüchen, in Einschüchtern von Beredern bei mitleidigen Unterthanen. Der Hof war der Sitz des Lasters, das Volk lebte im Zustand äußerster Rechtsunsicherheit und schaute nach einem „Retter“ aus, der die aus den Fugen geratene Welt wieder einrichten sollte. Die allgemeine Verwirrung spiegelte sich in der Stimmung des „Julius Cäsar“, wie auch die alte Königin der Person Cäsars Züge geliebt hat. Das ist nicht der Cäsar, wie wir ihn aus der Geschichte kennen, sondern ein alter Knackstiel und Heißtrottel, schmerzlos, abergläubisch, eitel, eigenwillig wie ein Stier. Alles drängte auf einen Putsch, und dem Volke mit dem Hochadel erschien Robert Devereux Graf Essex als der vom Schicksal auserlesene Retter. Er war Elisabeths Lieblingsgünstling und soll sie nun führen, genau wie Brutus im Cäsar liebt, aber ihn aus politischen Gründen töten muß. Wenn viele die Neugierde der psychologischen Situation nicht auf?

Es tut nichts zur Sache, daß sich der historische Essex der Rolle des Retters und Erneuerers, die ihm die Volkmeinung zuschob, nicht gewachsen sei. Das ist ok. Sein Putsch kam schließlich zum Scheitern und enthüllte die ganze Unfähigkeit dieses Viebfinns der öffentlichen Meinung. Aber Shakespeare, der an all diesen Bewegungen lebhaften inneren Anteil nahm, wußte das noch nicht, als er das Drama schrieb. Er umkleidete seinen Brutus, der ein idealistischer Essex ist, mit allen Tugenden eines vornehmen Soldaten. Brutus ist die Hauptperson des Stückes, nicht Cäsar, und die ganze Sympathie Shakespeares gehört dem Brutus und der Sache der Revolution gegen die Diktatur Cäsars. Und als das Unternehmen scheitert, weil der Dichter die Historie natürlich nicht fassen durfte, frönt er den toten Cäsar noch mit dem Vorber und legt seinem Seldem die Worte in den Mund:

Ich habe Ruhm von diesem Unglückstage,
Weil als Marius und Mark Anton
Durch diesen schändlichen Sieg erlangt werden.“

Das ist die Glorifizierung der Efferrevolution, also politisches Theater, Tendenztheater, Zeittheater. Man glaube ja nicht, daß Shakespeare uns das antike Rom schildern wollte. Dieses Rom, wo die Kriegerkrieger schlagen, wo Soldaten die Trommeln führen, wo es Sonnstage und Verträge gibt, wo die Handwerker mit einem Zeichen ihrer Dantierung aussehnen müssen, ist

das London ums Jahr 1600. Das Römische daran ist nur historische Verkleidung, ebenso gut wie das Italiänische in „Emilia Galotti“ geographische Verkleidung ist.

Die Aufführung von Shakespeares „Julius Cäsar“ wußte hingebend, wies den Zug zur Monumentalität auf, der zum Reiz jedes Römerdramas gehört. Die Regie rückte die revolutionären Parteien in das hellste Licht und überraschte durch neue und detailliertere Durcharbeitung der Massenmassen. Es gab Wirkungen, wie sie das bieder Theater in den letzten zwei Jahrzehnten nicht gesehen hat. Unter den Solokräften herrschte vornehmste Ausgeglichenheit und lobenswerte Einordnung in den Rahmen des Ganzen, den nur Herr Cassius in einer unmotiviert vordringlichen Weise fortgesetzt zu sprengen suchte. Dieser Versuch war schon von dem Ehrgeiz getrieben, den Brutus zu überfordern, und auf dessen Kosten seine Rolle in den Vordergrund zu schieben. Der Regisseur hätte diesen an sich tödlichen Gefühlskonflikt mehr zügeln sollen. Sonst waren es alle ehrenwerte Römer, Piazzi, Schuller, Pauli, Koebe, Brüder, und wie sie alle heißen. Daß als Mark Anton gab Letztes und Höchstes mit prächtigem Schmuck der Rede, der Cäsar des Herrn von der Trend war, wie vor Jahren, ein durchdachtes Charakterstückchen von köstlichem Reiz. Graf Schreiner als Portia klug und nobel, eine köstliche Kömerin wie die vom Autor weniger liebevoll ausgestattete Calpurnia der Frau Ermarch. Herrn Hecht's Bühnenbilder suchten sich der Größe der Vorgänge anzupassen; sie waren, trotzdem einzelnes leicht unterirdisch wirkte, im Gesamtausdruck glücklich und von antiker Anmut. Eine sehr befriedigende Gesamtleistung, die man gerne anerkennt.

Freilichtaufführung in Schwellingen

Das Frankfurter Künstlertheater, das Wandertheater des Verbandes der Deutschen Volksbühnenvereine, hat mit großem Erfolg in diesem Winter in einer ganzen Reihe von badischen Mittel- und Kleinstädten regelmäßig gute Aufführungen gegeben. Seit Beginn der Spielzeit war es auch in Schwellingen tätig, wo eine sehr rührige und starke Theatergemeinde entstand. Als jenseit vom Abbruch der Saison Shakespeares reichendes Lustspiel „Was ihr wollt“ zur Aufführung gelangen sollte, wurde die Vorstellung kurz entschlossen aus dem Saal in den herrlichen Schwelinger Schlosspark verlegt. Der Marktplatz, schon früher für Freilichtaufführungen benutzt, gab einen prächtigen Schauspielplatz. An einem wunderbaren Abend fanden sich 700 festlich gekleidete Besucher ein. Bald waren alle Bänke besetzt. Ein Orchester gab eine Einleitung und dann kamen mit Gelang die Schauspieler anwesend. Eine saubere, gut einstudierte Aufführung hielt die Zuschauer in Bann und immer wieder erregte das frohe Geklächel der Menschenmenge, die unter einem herrlichen Himmel der Darstellung lauschte. Es zeugt von dem Können und der Begabung der Darsteller, daß trotz nur weniger Proben die Uebertragung der ursprünglich für die Saalbühne vorgesehenen Aufführung auf die Freilichtbühne so glatt und reibungslos gelang und daß eine in jeder Hinsicht ausgezeichnete Vorstellung gegeben wurde. Das Frankfurter Künstlertheater bewies erneut mit dieser Vorstellung, daß es über ausgezeichnete Künstler verfügt und in ständiger Ausbreitung der Kulturarbeit zu leisten. Die Theatergemeinde Schwellingen hat ihren Anteil daran in einem genussreichen Abend als Abschluß der Spielzeit gegeben. Die Aufführung soll an beiden Pfingstfesttagen wiederholt werden und die Karlsruher Volksbühne fordert mit Recht ihre Mitglieder zum Besuch dieser Vorstellung um das herrlichen im Fledermauspark prächtigen Schwelinger Schlosspark auf.

Konzerte

Franz Philipp-Abend - Bläserquintett von Alfred Lorenz

Eine Reihe Lehrer der hiesigen Musikhochschule haben in einem Franz Philipp-Abend sich für das kompositorische Schaffen ihres Direktors eingesetzt. Sie brachten eine Anzahl Kammermusikwerke und Lieder zur Aufführung. Wie schon öfters an dieser Stelle ausgeführt wurde, läßt Philipps Schaffen ein Schwelgen im selbigen Allgemeinempfinden erkennen, mit durchaus effektvollen Ausdrucks- und Darstellungsmitteln. Zwei seiner Werke, die bis jetzt in der Öffentlichkeit bekannt sind, zeichnen sich jedoch durch Eigenprägung aus, man wird ihnen immer gerne beugen, sie nehmen eine Sonderstellung ein. Es sind die Chöre „Unter lieben Frau“ und das Flötentrío, op. 23 das in diesem Abend uraufgeführt wurde. Die Chöre sind Arbeiten eines feinen kultivierten Musikers, der die künstlerische Stimmungswerte natürlich, ohne gewalttätig zu werden,

ohne sonderliches Experimentieren, kluglich in ganz einzigartiger Weise umzusetzen versteht. Seinem Gesing ist es gegeben, aus dem Tönen zu schöpfen, es ist von Schönheitsgefühl diktiert, man spürt das Schlagen eines tief religiösen, in den Marienkult verarbeiteten, gläubigen Herzens. Diesen Chorläsen kann das Flötentrío als Gegenstück werden, in dem sich Wilhelm als ein souveräner über die Mittel der Technik und des modernen Ausdrucks gebietender Meister zeigt. Es fällt bei diesem feinnüchtern gefalteten Flötentrío auf, das den wirklichen Kammertrio getroffen hat, daß es der modernen Musikströmung anpaßt und von neuzeitlichem Geiste erfüllt ist. Die übrigen Werke, die man zu hören bekam, wirken artistisch — dekorativ. Es herrscht viel, im überarbeiteten Kammerquartett, immer noch zu viel Klavier darin, man sieht auf Unebenheiten in der Deklamation, im Stilgefühl und in der musikalischen Illustration. Die Herren Wills, Mantel, Keldner, Franz, Trautvetter und Spittel verkörperten die Werke mit ihrer besten Kunst.

Ein Bläserquintett von Alfred Lorenz. Im Frühjahrskonzert der Liederkreis wurde das letzte Werk des jüngst verstorbenen Staatskapellmeisters Alfred Lorenz uraufgeführt. Lorenz, ein ausgescheidener Kenner der Geleise des modernen Kammermusikgenusses, zeigte in seinem Schwanengesang, in seinem Bläserquintett, wohl großartig wirkungsvolle Ausdrucksmöglichkeiten auf Bläserinstrumenten erreicht werden können. Von den früheren Sprechbüchern war man an überaus schöne Schönheiten im Kammertrio gewöhnt. Auch konnte man die überaus adrege Fraktur, die sichere Hand, mit der Lorenz seine Partituren schrieb. Bei dem neuen Werk stand man über die Wandlung die Lorenz durchmachte. Er legte seinen Saulus ab. Er trat über zu der Moderne und war zu ihrem radikalsten Flügel. In dem Adagio, in der architektonisch vollendet geformten Suite befindet sich ein Erlebnis, das einer tiefen leidenschaftlichen Stimmung Ausdruck gibt. Eine verklingende Ruhe geht von dem Einführungsstimmungsstimmungs, es leitet sich gegen die aufbauenden, disharmonischen, grellen, frei geführten Belegstimmen immer wieder durch. Mit allen erdenklichen feinen abgemessenen und sari abgestimmten Klangkombinationen wird im Mittelteil des Stückes versucht, das Thema zu entkräften, es singt sich aber durch alle Fährnisse und Klänge beiläufig aus. In der Bläserliteratur wird es wohl kaum ein Adagio geben, das in seiner Schöne und seiner Berliner „König“ den Hörer so zu bannen und zu fesseln weiß, wie dieser energiegeladene Satz. Furiösartig grotesk klingt das Adagio. Witzig, humorvoll führen die verschiedenen Instrumente ihre Themen gegeneinander, an allen Ecken und Enden treiben sie Mutwillen, kurzwellig, karriérist, geistreich ist alles in einer dahinwiegenden, hinreißenden Weise ausgeführt. Ein Volksliedabgang wird als führendes Thema für den Schlußsatz aufgestellt. Hier demontiert man wohl am meisten, wie Lorenz bedacht war den Einzelinstrumenten ihre isolistische Prägnanz nicht zu rauben. Der Satz ist ungemein kompliziert. Das „Drei Reiter-Thema“ kommt aber so deutlich, so klar immer wieder an die Oberfläche, mit solcher Leichtigkeit und solcher Vertrautheit, daß der Hörer jedesmal eine Freude hat, wenn er trotz der Vergewidung der vielen Stimmungen es wieder entdeckt. Wollt diesen Satz kräftig, wie die übrigen, seine vornehmste Kunst, die alles Schaffen des so früh dahingegangenen Meisters auszeichnet. Die herabragenden Künstler Schmarz (Flöte), Lentner (Klarinette), Maer (Oboe), Sommer (Fagott) und Hense (Horn) gaben dem Kleinod lebendigen Obem.

Straußkonzert. Es ist eine ungewohnte Erscheinung, wenn Johann Strauß mit seinem Orchester aufspielt, einen Saal nicht voll besetzt zu finden. Der Karlsruher Festballsaal wies große Lücken auf, vor allem in den letzten Reihen. Wer hat auch heute noch 5. März für eine kulturelle Veranstaltung? Ob Jaas oder Walzer, ob Schachmeister oder Johann Strauß, die Waage kommt mit den Preisen und den Aufwendungen für künstlerische Veranstaltungen nicht mehr mit. Materielle Not bedingt auch geistige Not. Strauß wurde wieder hart umhüllt. Er reißt halt mit! Man mag noch so sehr auf die moderne Musik, auf Jazz, einwirken sein, doch ein Wiener Walzer, gespielt von einem Wiener Orchester, dirigiert von dem berühmtesten Walzerdirigenten, ist eben dennoch unüberwindlich. Kein noch so idiosyncratischer Tango, noch so hübscher und rührseliger English Walk geht so ins Gemüt, wie diese Jungsstücke auf, wie doch eine Wiener Walzermusik, das geht ins Blut! Wie oft hat man Strauß schon diese Walzer dirigiert haben! Und doch lebt er bei jeder Wiederabe immer wieder neu in diese Musik hinein; nichts Mediantisches, nichts Gemächliches und Gefühlsloses hat dieser Direktionsweise an. Der Künstler Strauß lebt sich in seine Musik hinein, er liebt sie und offenbart sie täglich von neuem. Das ist es was bewirkt, daß man diesem Dirigenten und diesem Orchester immer wieder und wieder Gung und Freude abgibt. Das Publikum war unerlässlich, fast außerordentlich beifallsstürmend, das Dreingabe-Repertoire war erschöpft. Man wird einen Strauß-Abend nie vermissen.

Der Herr des Hafens

Roman von Robert Jacques.

Copyright by Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62, Reithstraße 5, 30) (Nachdruck verboten)

Berlortloost schritt jedesmal die Reihen ab, hob ab und zu eine Zeitung hoch, die über ein Geschäft gerichtet war, denn Zeitungen, aus dem Strabenschmuck aufgekessene Zeitungen, waren die einzigen Dedem dieser Fußbodenbetten. Gewissenhaft Mann für Mann besahend, lugelte Berlortloost auf seinen tursen Weindchen amischen den Schnärzchen und Stinkern sich weiter. Immer, immer vergeblich. Und doch wachte er aus etwem Erleben und aus Zusehen, daß jedem einmal die Nacht kam, da er die Einsamkeit unter dem Brüllenbogen oder in dem Lumpenschuppen nicht mehr ertrag und er sich für eine Nacht in das Mal zu den Brüdern legte. . . für 0,05, die ja leicht im Abendbetrieb der Straße zu erbeteln waren, Menschennahbarschaft lautete.

„Finkenloch!“ nannte der spottlichste Mund der Pennbrüder diese Hochburg des Stromerturns der Hafentadt. Fink. . . Schmusfink. . . und singen wie ein Fink. Ja, das „Finkenloch“ hatte auch diese Nacht Berlortloost nichts zu geben und er verließ es und wie er auf der Straße und frei war von der Gruppe von Bagabunden, die stets die Trau umlagerte, sah er Emme Bemmes Wilhelm, den gelbgrauen verschwiegenen Freund und Helfer.

Berlortloost sah ihn, wie er die Straße dabertrich und scheinbar nichts anderes im Sinn hatte, als des Nachts spazieren zu gehen. Er schaute ihm nach.

„So wahr es ist, er gleicht Emme Bemme selber“, sagte sich Berlortloost und war recht glücklich, daß dem so war, so daß er den Hund heranpfeifen wollte, damit sie zusammen seien. Denn Berlortloost fühlte sich ein wenig einsam. Es waren nun doch etliche Tage, die er abseits der anderen auf der Suche unterwegs war.

Schon rundete er den Mund zum Pfiff, da gewahrte er, wie der Hund den lässigen privatisierenden Schein aufgab, die Nase steil vor sich hielt und an einem Menschen vorbeig auf einen Blechkasten mit Hausunrat losstürzte, dem auch der Mensch keine Hand in der Absicht näherte, die nicht falsch zu verstehen war. Dann kniff Wilhelm den Schwanz und stürmte in die Dunkelheit.

Worauf Berlortloost sich den Menschen ansah, der in diesem Kampf um eine Kruste Brot auf einer Müllleimer gegen Emme Bemmes Wilhelm unterlegen war.

„Dat bist du ja, mein Jung!“ sagte er sich dann mit einem glückhaften Brummen. Es war ihm in diesem Augenblick, der die Tage der Vergeblichkeit vollständig zu Nichts und Nebel machte, selbstverständlich, daß der Wunsch, den hunderttausend Blide seiner Augen in den verangagten Tagen über die Straße und um die Erscheinungen von Menschen geführt hatten, Fleisch und Bein wurde und Hans, den Gesuchten, an den Rand des Bürgersteigs zu den Müllkästen stellte.

Berlortloost wackelte mit trüblicher Entschlossenheit über die Gasse hinüber, legte, so rasch die Erregung seines Herzens es gestattete, die gewichtigen Hoseln auf die Schultern des Jungen, und mit der Stimme umgebend wie mit einer Mäse, so mild und ausdrucksvoll, fragte er: „Hast du Hunger?“

Seit der Nacht, da das Mädchen ihn gerettet, hatte keine Menschenstimme mehr sich an Hans gewandt. Zebes Wort war fern von ihm von Fremden zu Fremden gesprochen worden und jenseits der Wände seines Verstebens. Als die drei Worte in sein Ohr drangen und unversehens mit ihrer teilnahmsvollen Innigkeit ihm ohne weiteren Uebergang ins Herz fielen, war es, als ob der Klang dieser Worte fremder Anteilnahme, die zugleich die Worte der wirklichen Wahrheit seines Innern waren, den dünnen Bann durchbrochen hätte, an dem er noch in der Kraft letzten Bewußtseins und letzter Hoffnung gehangen. Er sank auf den Boden und in die Knie und doch beide Hände aus Gestalt. Er begann höhl wie in hölzernen Broden zu schluchzen und jede Wallung dieses Weins drach ein Stück seines Herzens ab und legte es dem Wirtshaus der fremden Stimme an die Brust.

„Kommt!“ jagte Pietien Berlortloost, indem er sich zu ihm niederbückte, seinen Arm um ihn legte und ihn hochzog. Einen Augenblick hielt er den Niedergebrogenen wie auf einem jener alten Heiligenbildnisse, die den vom Kreuz gemarterten Sohn in Gottvaters beiden Armen darstellen. Dann gemannen die Beine des jungen Menschen Kraft genug und er ging an der Seite Berlortloosts davon.

Berlortloost brachte ihn gleich in den Hafen und für den Rest der Nacht wenigstens, für die nichts von der Polizei zu befürchten war, zu dem Schloß, das er mit Emme Bemme teilte. Er leitete ihn zwischen den Ritten, Blechkästen und zerfallenen Fässern durch bis in die Mitte, auf der an der Tolle die junge Witze hoch in die Nacht rante, denn sie hatte sich schon einen ansehnlichen Stamm. „Dat is unsere Witze. . . wesse. . . unser Fräulein Witze. . .“ flüsterte Berlortloost beglückt und mit einer glückenden Stimme. Dann bildete er sich, indem er sich mit der Hand an dem Bauch der

Witze festhielt, zu dem Spalt, der als Tor in die Burg denkt wurde und rief leise hinein: „rut!“

Es kam keine Antwort.

Berlortloost rief nochmals: „Mensch, rut!“

Da kurrte Wilhelm.

„Dat is der Sündenbock!“ lachte Berlortloost in glückseligem Einverständnis zu Hans. Dann rief er mit dem Fuß an die Wand und sagte, jetzt ungeduldig: „Mensch, so mach ut!“ Und du, Wilhelm, rut, fort mit dir un bannig fit.“

Wilhelm froh heraus und letzte am Schuß Berlortloosts, schnupperte an Hans, kurrte, war dann aber ruhig und bließ steben, indem er gleich einschloß.

Nun dauerte es nicht mehr lang, bis Emme Bemme sich im Dunkel unter der Radwand hervorkramte, sich erhob und döstig fragte: „Wat is denn los?“

„Hier is er“, antwortete Berlortloost, „un nu legste dir da unner, Jung, und pennst solang de müßt, denn da unne is'n Best.“

Vielleicht keines so wie. . . Er wollte zeigen, daß er wußte, wo Henden und Anzüge von so feinem Stoff gewachsen waren, wie Hans sie trug, bekam dann aber das Bedenken, die Erinnerung an solch ein verlässenes Land Ranaan könnte bei der gegenwärtigen Verfassung des verlortenen Sohnes schmerzhaft sein, und er vollendete: „Na ja! Et wird aehn!“

Als Hans dann untergetroffen war, ohne ein Wort gesagt zu haben, so wie auch den ganzen Herweg schweigend verdracht hatte, wandte sich Berlortloost an Emme Bemme: „Er hat Hunger.“ „Ne?“ machte Emme Bemme noch halb schlafend, so erkant, als ob das Wort „Hunger“ nur jede tausend Jahr einmal an Menschenohr anklänge.

Und Emme Bemme blies zwischen Junge und einem Loch in der vorderen Zehnreihe einen kaum hörbaren Pfiff, der Wilhelm aus dem Schlaf auf seine vier Beine riß und ihn an seinen Herrn herantreten ließ. Die beiden entfernten sich gleich. Aber noch einmal drehte sich Emme Bemme um und flüsterte: „Bei dieser Uhr wird dat Antu' nich sehr ausgemacht sein, daß et dat weest!“

„Mensch!“ antwortet Berlortloost nur. Berlortloost lehnte sich in der betrübnissen Haltung seiner Brüder, mit übereinandergeschlagenen Beinen, an den Radn und bedachte vieles. Er wußte von der Polizei her, daß Hans gesucht wurde. Dieser Umstand beherichtigte alle seine Vorstellungen mit dem Gefühl einer kleinen Angst, einer drohenden Bestürmung, die sein Gemüt in Unruhe hielten. (Fortsetzung folgt.)